Sonntagsbeilage

Lesung für den Sonntag.

Von der Stufenleiter der Gottesliebe.

Nach einem traurigen Blick auf das, was uns in den Stammeltern durch die Sünde verlorengegangen ist, richten wir in unserer letzten Belehrung einen Blick auf das, was wir noch behalten und was wir wieder erlangt haben. Dieser Blick tröstet, ermuntert uns und feuert uns an zur Gottesliebe.

Von Natur aus besitzen wir noch das natürliche Ebenbild Gottes in unserer geistigen Natur, wenn es auch geschwächt und beschädigt ist. Es setzt uns mit Gott in die innigste Beziehung. Wir sind und bleiben ihm ähnlich in unserer Natur. Das übernatürliche Ebenbild an der Seele haben wir durch die Gnade in Christo wiedererlangt. In Heiligkeit und Gerechtigkeit ging unsere Seele aus dem Sakrament der Taufe hervor und wir sind Glieder des mystischen Leibes Christi, Kinder Gottes.

Freilich sind wir Evaskinder, der Natur nach, aber sind wir nicht in Christus von aller Schuld erlöst, und dürfen sogar mit dem Weltapostel jubeln: „O felix culpa! — O du glückliche Schuld, die uns einen solchen, so großen Erlöser gebracht hat!“ — Und hat der, der uns erlöste, uns nicht auch eine neue Botschaft von der Liebe Gottes verkündet? Ist er nicht selber das Unterpfand dieser Liebe geworden?

Was sich da in der Fülle der Zeiten zutrug, als Gottes ewiger Sohn als Mensch auf Erden erschien und lebte, wandelte, lehrte, wirkte, litt und starb, ist das nicht eine Wurzel einer ganz neuen Gottesliebe geworden, die das Menschengeschlecht vorher nicht kannte, darum auch nicht erwidern konnte, jetzt aber erwidern soll?

O, es ist keine Ueberhebung, keine Einbildung, kein Größenwahn, wenn die Christenseele nun, wie wir (im Vater unser) „durch göttliche Unterweisung belehrt“ zu beten wagt „Vater unser“ und an eine Vereinigung mit Gott in Liebe glaubt.

Nicht aus eigenem Willen, nein, nach Gottes gnädigem Willen, darf die Menschennatur höher hinaufstreben, als zur Liebe der Dankbarkeit, des Wohlgefallens und des Wohlwollens. Diese Gesinnungen und Akte, die uns zu Gott führen, bringen uns ihm nahe, aber sie lassen uns außer ihm. Er aber will, wie wir ganz bestimmt wissen, und wie er uns gesagt hat, daß wir in ihm und daß er in uns sei und zwar vereinigt auf die Weise, wie sie bei Geistern möglich ist, nämlich in der Liebe.

Allerdings kann das nur durch eine unbegreifliche Gnade und Herablassung Gottes geschehen, und es ist ein Geheimnis seiner Liebe, wie es geschieht. Eine gottliebende Seele wird das im Glauben erfassen und unter der Einwirkung der göttlichen Gnade gestalten.

Hier beginnt die eigentliche übernatürliche Gottesliebe, die nicht bloß Bewunderung aus der Ferne, nicht bloß Wohlgefallen und Wohlwollen und auch nicht bloß mehr Verlangen nach Vereinigung ist. Hier tritt der Mensch aus sich heraus und richtet sein Leben, sein Seelenleben, das Geistige in ihm, auf eine neue Weise zu Gott hin. Eine neue Art und Stufe der Liebe kommt zustande. Das ist die Liebe der gläubigen kindlichfrommen Christenseele, die nach immer innigerer Vereinigung mit Gott strebt und die mit dem Apostel sagen kann: „Nicht ich lebe; Christus, mein Gott, lebt in mir und ich in ihm.

P. W.

Allerlei.

Kirchen und Freimarken.

Wie es Freimarken verschiedener Länder mit den Bildern von Heiligen gibt, so gibt es auch Freimarken mit den Bildern besonders schöner und bekannter Kirchen, wobei besonders die National-Kathedralen den Vorzug haben. Mexiko gab 1899 eine schwarz-rote 5-Pesos-Marke mit der Kathedrale der Stadt Mexiko heraus. Rumänien führte 1906 eine 2-Lei-Marke mit der Kathedrale von Bukarest ein, 1914 eine 25-Bani-Marke mit der Kirche der Dobrudscha, 1922 ein 5-Bani-Marke mit der Kathedrale von Alba Julia. Nicaragua gab 1914 einen Satz Freimarken von 2 bis 50 Centavos heraus, die die Kathedrale von Leon zeigten. Polen setzte 1925 eine Freimarke mit der Warschauer Kathedrale in Umlauf. Litauen hatte 1920 und 1921 Freimarken mit der Kathedrale von Wilna, mit den Kathedralen des heiligen Nikolaus und des heiligen Stanislaus und mit dem Muttergottesheiligtum zur Ostra Brama in Wilna. Deutschland gab während der Inflation (1923) eine Freimarke zu 10 000 Mark mit dem Kölner Dom heraus. Die heutigen Freimarken im Werte von 2 Mark zeigen ebenfalls den Kölner Dom, die zu 3 Mark den Dom von Marienburg und die zu 5 Mark die Kathedrale von Speyer. Bulgarien druckte 1926 die berühmte Sophien-Kathedrale auf eine seiner Freimarken, Panama 1915 die alte Kathedrale von La Antigua, Costa Rica 1924 die von Nicoa auf drei verschiedenen Marken. Frankreich hatte 1924 auf einer Marke das Bild der berühmten Kathedrale Notre Dame, 1906 das Kloster und die Kathedrale und das katholische Kolleg von Porto au Prince. Die meisten Marken mit Kirchen dürfte Italien gehabt haben. Häufig hatte es Kirchen auf seinen Marken, so 1912 die Kirchen von Venedig zur Erinnerung an die Wiedererrichtung des Campanile von Sankt Markus. Das Heilige Jahr brachte Freimarken mit Sankt Peter und Marken anderer Werte mit Teilen des Vatikans. Zur Zeit der Besetzung Mesopotamiens überdruckten die britischen Behörden türkische Freimarken zum Gebrauch für den Irak, von denen eine die berühmte Hagia Sophia in Konstantinopel zeigte.

Ein Admiral vermacht seinen Degen der Mutter Gottes.

In der Kirche Mariens vom Siege zu Genua konnte vor einiger Zeit der Küster beobachten, wie ein ernster, weißbärtiger Mann sich dem Hauptaltar näherte und dort nach langer Andacht ein Geschenk auspackte. Nachdem der seltsame Beter das Gotteshaus verlassen hatte, begab sich der Küster an den Altar und fand einen Degen vor dem Bilde der Mutter Gottes liegen. An der Scheide des Degens hing eine Karte mit den Worten: Thaon de Revel der Mutter Gottes vom Siege.

Admiral Thaon de Revel war während des Weltkrieges der Führer der italienischen Flotte.

Die Verfolgung der katholischen Schulen in Rumänien.

Die rumänische Regierung führt seit Beginn der neuen Herrschaft einen Vernichtungsfeldzug gegen die katholischen Schulen. Der Kampf erreichte zu Beginn dieses Schuljahres seinen Höhepunkt, da die Regierung die Flüssigmachung einer staatlichen Unterstützung gänzlich einstellte. Diese Maßnahme veranlaßte den Bischof von Siebenbürgen, Graf Gustav Majlath, die Geistlichkeit zu einer Konferenz einzuberufen, um über die Rettung der katholischen Schulen zu beraten. Die Konferenz beschloß, alle Mittel anzuwenden, um den Fortbestand des katholischen Schulwesens in Siebenbürgen zu sichern, und sie stimmte dem Vorschlage zu, daß sämtliche Geistliche Siebenbürgens zugunsten eines Schulfonds auf einen der Höhe des Einkommens entsprechenden Teil ihrer Bezüge verzichten. Der Opfermut der Geistlichkeit sichert die Dotierung der Lehrerschaft, deren Jahresbezüge einen Betrag von 4 Millionen Lei erfordern. Die übrigen Kosten sollen durch freiwillige Beiträge der katholischen Bevölkerung aufgebracht werden.

Der „Grüne Halbmond“.

Mit der Errichtung der Laienrepublik und dem Sturze der alten religiös-politischen Staatseinheit fiel in der Türkei neben vielem auch das polizeiliche Verbot des Trinkens. Die Folge: man frönt dort in ausgelassenster Weise dem Alkohol. Das Verbot des Korans macht auf die aufgeklärten Jungtürken nicht den geringsten Eindruck. Der türkische Schnaps hat außerdem das Ueble, sehr stark und wirksam zu sein. Trunksucht, Händelsucht und andere sittliche Vergehen haben damit in dem ohnehin nicht tugendstarken Moslemstaat bedeutend zugenommen. Zur Bekämpfung dieser Laster hat sich nun eine anti-alkoholische mohammedanische Liga gebildet, der „Grüne Halbmond“. Keineswegs ist das Motiv dieser Gründung, wie man vielleicht zuerst vermuten möchte, ein religiöses, sondern — bezeichnend für die Geisteshaltung der Jungtürkei — ein humanes, die Würde des Menschen. Ein Fest wird die Liga einmal im Jahre feiern, den „Grünen Tag“, alkoholfrei natürlich. Ausflüge in Feld und Wald, Vorträge, Bankette und anderes gibt es zum Beweise dafür, daß die reine, gesunde Freude nicht im Alkohol ihre Quelle hat. Ein Erfolg bleibt abzuwarten.

Für unsere Kleinen.

Unter Mutters Schirm.

Wir sitzen unter Mutters Schirm,
Wie sitzt sich's da so fein,
Des Nachbars Fritz, der Spitz und ich,
Was kann wohl schöner sein.

Wir sitzen unter Mutters Schirm,
Der hat ein kleines Loch,
Und regnet's auch ein bißchen durch,
Wir bleiben drunter doch.

Wir sitzen unter Mutters Schirm,
Und gehn erst dann nach Haus,
Wenn überm Berg der Abend kommt
Und löscht die Sonne aus.

Als Karo allein war.

Eine Hundegeschichte.

„So, Karo! Nun sei recht brav!“ sagte Frauchen als sie mit den Kindern fortging. „Wir können dich heute nicht mitnehmen — beim besten Willen nicht! Sei gut, mein Hundchen! Hier sind Knochen, und die Wasserschale ist gefüllt. Nun sei mein lieber Hund!“ Und damit tätschelte Frauchen Karos Kopf noch einmal und schloß die Tür hinter sich zu, ohne auf Karos Blick zu achten, den er hinter ihr herschickte. Einen Blick, aus dem es schrie: „Nehmt mich mit! Laßt mich nicht allein! Ich will auch vor allen Türen warten — stundenlang! Bloß nicht allein sein! Ich muß sterben, so ganz allein! Ganz sicher und gewiß —.“ Aber Frauchen hörte nicht mehr, was Karos Blick sagte, und die Kinder waren schon vorausgetollt. Erstarrt guckte Karo auf die abgeschlossene Tür, und als kein Schritt mehr zu hören war, sprang er aufjaulend ans Fenster. Aber von da aus konnte er nicht auf die Straße sehen, und hinausspringen ging auch nicht, die Doppelfenster waren zu, und das Glas konnte man nicht wegfressen. Aber die Tür vielleicht. Karo sauste zum Türpfosten, und wie rasend begann er, den zu bewegen. Er wußte natürlich sehr genau, daß man das nicht durfte, und er hatte so was ja auch nur als ganz junger, dummer Hund getan. Er wollte es ja auch jetzt nicht aus Ungezogenheit oder zum Zeitvertreib — er wollte ja nur hinaus. Nur nicht hier allein sein — ohne einen einzigen Menschen! Er wollte zu Frauchen oder zu Herrchen oder zu den Kindern — sie wußten es ja alle nicht, wie schrecklich es für Karo war, hier einsam eingesperrt zu sein. Am Ende kamen sie gar nicht wieder. Oder es geschah ihnen etwas unterwegs, und er, Karo, war nicht da, um sie zu retten. Oh — er mußte hinaus — ganz unbedingt! Aber das Türpfosten-Ausfressen ging so langsam, trotz wahnsinnigsten Eifers und aller scharfen Zähne schaffte Karo nur leichte Splitterchen fort — schreiend vor Kummer versuchte der Hund mit großem Anlauf gegen die Tür anzuspringen. Es ballerte tüchtig, aber die Tür rappelte und regte sich nicht. Verzweiflungsvoll jagte der Hund in der Stube umher, stieß die Stühle beiseite und riß die Tischdecke herunter. Der Nähkorb fiel von der Kommode, verstreute seinen Inhalt, und beim Umherjagen verfilzte Karo sich mit den Beinen in den herumliegenden Bändern und Fäden. Das war nun erst recht unheimlich — so unheimlich, daß man drauflos beißen mußte auf alles, was einem vor die Schnauze kam: Wäschesetzen, Garnendchen, Knöpfe flogen in alle Ecken, ein heruntergefallenes Buch verwandelte sich in Fetzen. Man war eben innerlich so über alle Maßen verzweifelt, daß man ganz und gar nicht mehr wußte, was man tat, tun durfte, tun sollte. Man grenlte sich so ganz entsetzlich mutterseelenallein in der Einsamkeit, und man war so sehr, so sehr sehr traurig, daß einem so ein Jammer angetan werden konnte. Daß es keiner begreifen konnte, wie über die Begriffe schrecklich dies für einen sein mußte, und daß der Jammer einfach über einem zusammenschlug! Zuletzt war man so weit, daß man nur noch ganz leise vor sich hinweinen konnte.

„Frau Fischer“, aufgeregt trat die im gleichen Hause wohnende Dame Frauchen entgegen. „In Ihrer Wohnung muß was Furchtbares los sein! Es war so ein Lärm da! Ich wollte schon den Schlosser holen lassen, aber dann wurde es nachher ganz stille!“

Frauchen und die Kinder blickten sich entsetzt an: „Karo!“ Und sie stürzten nach oben. Himmel, wie sah es da aus! Aber der Missetäter? Der lag in all dem Wust und klopfte nur ganz leise mit dem Schwanz, so mürbe war er von all dem Kummer.

Der erste Kuchen.

In Mutters Kochbuch steht's geschrieben,
Wer Kuchen backen will, der nimmt:
„Mehl, Butter, Eier, sechs bis sieben,
Auch Zucker und ein wenig Zimmt!“

Nur immer frisch ans Werk gegangen,
Dem Mutigen der Preis gebührt,
Vor Eifer blühn Paulinchens Wangen,
Da sie die Butter schaumig rührt.

Wie wird die gute Mutter staunen,
Wenn herrlich ihr das Werk gelingt,
Und sie den selbstgebackenen, braunen,
Geburtstagskuchen überbringt!

Voll Neugier sieht sie auf die Masse,
Wie würzig, locker, zart und weich,
Und gibt noch eine knappe Tasse
Voll süßer Mandeln in den Teig.

Sie füllt ihn in die Form geschwinde
Und prüft genau des Herdes Glut,
Nun bäckt er drinnen ganz gelinde,
Gottlob! Bis jetzt ging alles gut!

Doch nun durchbebt ein Schreck Paulinen,
Sie steht ein Weilchen starr und stumm
Ach! Sie vergaß ja die Rosinen,
Nein, das ist wirklich doch zu dumm!

Was tut's? — Ist's für die braunen Dinger
Auch leider diesmal schon zu spät,
Die Freude ist drum nicht geringer,
Wenn nur der Kuchen schon gerät!

Und siehe da! — O welch Entzücken,
Wie vom Konditor, sieht er aus,
So knusprig braun, — in allen Stücken
Ein wohlgelung'ner Festtagsschmaus!

Josephine Moos.

Der Karneval in Venedig.

Von J. Endringer.

Lucretia Rovigo schritt neben ihrem Vater die vielen Stufen zum Dogenpalast empor. Unablässig plauderte ihr Mund, er sprudelte über vom Lob der Maskenfeste, von den Freuden des Karnevals, vom dem Spott über die jungen Venetianer, die gleich ihnen die Stufen emporeilten. Dem Vater war es recht so. Voller Verachtung und Geringschätzung blickte auch er auf die reichen Kaufleute, die sich stolz „Patrizier" nannten, deren Vorfahren aber, wenn man nur wenig mehr als hundert Jahre zurückrechnete, gewöhnliche Krämer und Handwerksmeister gewesen waren, die den ritterlichen Herren demütig den Steigbügel hielten, wenn sie sich dazu herabließen, vor ihrer Tür zu halten. Nun hatten ihnen die Galeeren, Reichtümer über Reichtümer aus aller Herren Länder zugebracht, Paläste hatten sie erbaut, kostbare Seltenheiten darin aufgehäuft — was aber war ihr Reichtum, wenn ein einziger Sturm ihre Schiffe an den Klippen des Meeres zerschmetterte? So mancher hatte einst ein reicher Kaufmann geheißen, der jetzt an San Marco um milde Gaben bettelte, Abenteurer waren sie, Glücksritter, die heute ein Eintagsleben des Luxus und der Prachtentfaltung führten, morgen vielleicht schon vor dem Nichts standen. Das edle Geschlecht der Grafen von Rovigo hatte aber Jahrhunderte lang auf seinen Schlössern an der Adria gesessen, der Grund und Boden, auf dem Venedig stand, war ihm zu eigen gewesen, von der Etsch bis an die Piave hatte sich sein Besitz erstreckt. Freilich ein Stück nach dem andern war dem Geschlecht entfallen; der schnöde Mammon war im Laufe der Jahrhunderte herrschend geworden, nicht alle Rovigos hatten ihm widerstehen können. Und um des Glanzes des Goldes willen hatte manch einer seines Geschlechtes ein schönes Schloß, ein herrliches Gut an einen der reichen Krämer von Venedig abgetreten, bis endlich ihm, dem letzten, nur noch eine einzige Herrschaft nahe bei Venedig verblieben war, und — mit wachsenden Besorgnissen dachte der Graf daran — auch diese war bedroht. Lebte doch auch er selber in dem Bestreben, es den reichgewordenen Kaufherren gleichzutun, prächtiger als es ihm sein bescheidener Herrensitz erlaubte. Mit herrischer Gebärde hatte er ein für allemal die Vorstellungen und Einwendungen seines Kämmerers abgetan: nie und nimmer durfte ein Graf von Rovigo hinter den Bürgerlichen von Venedig zurückstehen.

So war Lucretia denn nicht minder mit Gold und Edelsteinen beladen wie die Patrizierfräuleins und ihr Maskenkleid war vielleicht das prächtigste von allen. In vielen Falten floß die schwarze Seide von ihrem Haupte hernieder, um sich auf den Schultern festzuklammern, und dann wieder in reichem Faltenwurf bis auf die kostbaren Schuhe herniederzurieseln. Sterne von purem Gold staken überall darin. Edelsteine aller Farben schimmerten zwischen den Falten auf, und auf dem Haupte schwebte eine silberne Mondessichel wie ein Diadem. Stolz betrat sie am Arme ihres Vaters den prunkvollen Saal. Eine jähe Stille entstand, als sie eintrat, und dann folgte ein Flüstern. „Die Königin der Nacht", so hörte man hier und dort. Und der Doge schritt von der Estrade, auf der sein Sitz stand, hinab, um den Grafen und sein Kind zu begrüßen. Unüberbrückbar schien die Kluft, die die Jugend Venedigs von der schönen Lucretia trennte und doch — schon dieser Abend sollte sie überbrücken.

*

Das Fest war vorgeschritten. Zechend saßen die Patrizier beim süßen Wein, das junge Volk wirbelte tanzend durch die Säle. Schwer waren die Köpfe, erhitzt die Sinne. Da schlug an dem Tisch der Zecher mit einem Mal die Faust des Grafen auf. Und seine Stimme dröhnte durch die Säle: „Dem, der binnen einer Stunde einhundert Pfund reinen Goldes auf diesen Tisch herzählt, dem sei Lucretia zu eigen."

Eine Stille folgte dem Wort. Alle Häupter waren erhoben, alle Paare standen mitten im Tanze still. Und noch einmal der Graf: „Dem, der binnen einer Stunde einhundert Pfund reinen Goldes auf diesen Tisch herzählt, dem sei Lucretia zu eigen."

Ein paar Köpfe senkten sich und rechneten. Einige Jünglinge näherten sich den Vätern und flüsterten. Lucretia aber, bleich, mit fiebernden Augen in die Menge blickend, ein stolzes und doch erzwungenes Lächeln auf den Lippen, stand an ihren Vater gelehnt — ein herausforderndes Bild, welches zu locken und gleichzeitig zu höhnen schien. Einhundert Pfund reinen Goldes — wer besaß solch einen unerhörten Schatz? Wer konnte ihn binnen einer Stunde auf den Tisch zählen? Selbst für das reiche Venedig war die Bedingung unerfüllbar.

Immer noch schwieg alles. Da schob sich durch den Saal eine unscheinbare Gestalt — eine graue Maske mit tief verhülltem Antlitz. Sie trat vor, verbeugte sich und sprach:

„Herr Graf, ist das Euer Wort?"

„Es ist mein Wort!"

„Und Ihr, edelstes Fräulein, ist's so Euer Wille?"

Hochmütig gab Lucretia die Antwort, indem sie ihre schwarzen Augen achtlos über ihn hinweg in den Saal blitzen ließ: „Es ist mein Wille so."

Spöttisch fügte sie hinzu: „Doch glaube ich, daß Ihr in ganz Venedig, ja selbst wenn Ihr nach Florenz und Rom schicktet, nicht soviel Geld schaffen könntet, daß es den Preis für des Grafen Rovigo Tochter erreicht."

Der Graue verbeugte sich schweigend.

„Verzeihet einen Augenblick, bis ich wiederkehre."

„Binnen einer Stunde, habe ich gesagt", gröhlte der Graf. „Wisset, daß nicht eine Minute darüber Euch geschenkt wird."

Der Graue verneigte sich zustimmend und entfernte sich.

Aufgeregt schwirrten die Festteilnehmer durcheinander. Wer war die graue Maske? Viele hatten sie schon mit Befremden bemerkt, niemand aber hatte mit ihr gesprochen, niemand mit ihr getanzt, den Tischen der Zecher hatte sie sich ferngehalten. Ein großer Kreis bildete sich um den Grafen. Man schätzte und rechnete und erwog die Möglichkeit, das genannte Gewicht Goldes zu beschaffen. Jedem schien es undenkbar. Der Graf selber lachte, und Lucretia sonnte sich in ihrem Triumph. Was war der Glanz Venedigs, was war der Glanz des Dogenpalastes gegen sie, die schöne Grafentochter?

Eine Weile war vergangen, da erscholl aufgeregtes Rufen vom Eingang und wich dann wieder tiefster Stille. Die graue Maske erschien und trug schwer an einer Last, die unter dem Mantel verborgen war. Ein maskierter Diener, gleichfalls mit einer schweren Last, folgte.

Vor dem Grafen und Lucretia angelangt, verbeugte sich der Graue, schob dann sein Maskenkleid auseinander und brachte zwei schwere Beutel zum Vorschein, die er auf den Tisch stellte.

„Prüft das Gewicht, Herr Graf."

„Eine Wage her!" rief dieser.

Man brachte eine Wage herbei: Einer der Beutel wurde gewogen. Er wog genau fünfundzwanzig Pfund. Ein Staunen malte sich auf allen Gesichtern, der Graf erbleichte, Lucretia starrte, jäh erblaßt, auf den Fremden.

Man wog den zweiten Beutel. Wieder fünfundzwanzig Pfund. Dann den dritten und den vierten.

„Habt Ihr das Gewicht für gut befunden, Herr Graf?" sagte der Fremde.

„Prüfet das Gold!" rief da der Graf, „ob es echt sei!"

Einige der Patrizier näherten sich, zogen ein paar kleine Instrumente hervor, pochten und hämmerten auf das Gold und erklärten dann, es sei echt und reines, unvermischtes Gold.

„Wer bist Du?" fragte der Graf rauh und heiser.

„Mit Verlaub, Herr Graf: Antonio, ein Kaufmann aus Byzanz."

„Einem byzantinischen Krämer meine Tochter geben? Nie und nimmermehr! So war's nicht gemeint. Ein Venetianer muß es sein!"

„Diese Bedingung wurde nicht gestellt."

„Nein, sage ich!" schrie da der Graf außer sich, „nein!"

„Venedigs Richter werden sprechen!"

„Hahaha! Venedigs Richter? Ich bin der Graf von Rovigo! Noch nie haben Venedigs Richter über die Grafen von Rovigo Urspruch gefällt!"

„Gestattet, Herr Graf, daß ich bemerke: Ihr habet Euer Wort auf Venedigs Boden gegeben. Nach venetianischem Recht untersteht ein jeder, der die Stadt betritt, Venedigs Richterstuhl!"

„So ist's", murmelten alle im Chor und neigten beifällig das Haupt.

„Und Venedigs Richterstuhl kennt nur das Recht."

„So ist's!" murmelte der Chor.

Da sprang der Graf auf. Schaum stand ihm am Munde.

„Ihr elendes Krämervolk! Ihr Kauffahrergesindel! —"

Da ging ein Schrei los wider ihn. Fäuste erhoben sich, Männer drangen auf ihn ein. Schon wurde er erfaßt, da drängte sich Lucretia vor. Sie war bleich wie die silberne Mondsichel, die auf ihrem Haupte schwebte, aber ihr Auge flackerte wie ein Feuerbrand.

„Laßt Vater, ich löse ein, was Ihr versprochet!"

Der Graf stand betroffen. Lucretia aber wandte sich zu dem Fremden. Nichts Gutes verhieß ihr Blick, ruhig und klar aber fielen ihre Worte:

„Lasset einen Mönch holen, daß er uns verbinde. Dann folge ich Euch auf Euer Schiff. Und noch ehe der Morgen tagt, hebt Euer Schiff, so wünsche ich, die Anker."

Der Graue verneigte sich.

„Wollet die Güte haben, edelstes Fräulein, mich in das nahe Kloster zu begleiten. Und bestimmet, wer der heiligen Handlung Zeuge sein soll."

Sinnlos vor Wut und Aerger, vielleicht auch infolge des genossenen Weines, sank der Graf zu Boden. Zwei der Patrizier aber begaben sich mit dem Paare hinweg und klopften an des Klosters Pforte. Ein Bruder öffnete und rief den Prior, der den Segen über das Brautpaar sprach.

Dann führte der Fremde die ihm angetraute Gattin auf sein Schiff, die Anker wurden gehoben, und als die Nacht wich, sah man von Venedig aus nur noch ein graues Segel am fernen Horizont.

Nie mehr ist eine Nachricht von Lucretia nach ihrer Heimatstadt gelangt. Der Graf vertrauerte sein Leben kummervoll und als gebrochener Mann auf seinem Schloß. Die Fama aber spann und spann um das Schicksal der schönen Lucretia, und vielerlei Sagen gingen über sie um. Heimkehrende Seeleute wußten von einem Piratenschiff zu erzählen, dessen Kapitän ins Meer geworfen worden sei und dessen Besatzung sich mit Leib und Seele einer schönen Frau verschrieben habe, die den Venetianern unauslöschliche Feindschaft geschworen habe.

Der Fremdwörterkobold.

Ein Brief.

Lieber Otto!

Da ich nun wieder in tranchierten Verhältnissen und eigentlich im dolce fragmente lebe, will ich mit meinen Briefschulden fabula rasa machen und auch Dir wieder mal schreiben und vor allem bei dieser Gelegenheit über mein Wiener Explosion berichten. . . .

Am Sonntagnachmittag kam ich dort an und deprimierte zunächst mein Gepäck am Kardinal-Bahnhof, nahm im Wartesaal schnell ein brutales Frühstück ein, promovierte dann den Krater entlang, bis ich ein Unterkommen in einem netten garnierten Hotel fand. Ich bewohne da ein geräumiges Zimmer mit einem anschließenden kleinen Alkohol. Es ist ein altes, extinguiertes Haus, direkt am Torso gelegen. Die Etageren sind durch Lavendeltreppen verbunden.

Eine unterwegs gemachte Reisebekanntschaft, die mir nicht unsymmetrisch war, und von der ich mir viel versprach, besuchte mich, als ich kaum ausgepackt hatte, und wir speisten auch gleich zusammen. Erst wollte ich Tornado bestellen, wählte aber dann doch Covercoat für zwei Personen. Zum Knabbern gab's zum Schluß forcierte Protuberanzen. Da ich eine lange Fahrt hinter mir hatte, wollte ich eigentlich erst etwas Silentium halten, zumal ich Konfektionen nach dem Kopfe hatte. Ich ließ mir durch den Cowboy ein paar Anilintabletten aus der Hypothek holen, wovon mir besser wurde.

Draußen ertönte ein Trauermarsch, — es war die Beerdigung eines Brigantengenerals, der mit allen militärischen hors d'oeupres beigesetzt wurde. Die Aufbewahrung soll sehr schön gewesen sein; der Kalfaktor ruhte auf demonstrierten Postbeamten; ringsherum brannten Kanäle auf granulierten Säulen. Im Leichenviadukt blendeten die vielen Akrobaten geradezu mit ihrem Pump und Limbus; ein präservativer Thronerbe war auch darunter und ein variabler Königssohn aus dem Geschlechte der Organisten. Die Parteien, auch die Ultramarine, waren durch Deportierte vertreten.

In Theatern ist hier sehr viel los. Aber ernstere Sachen, wie z. B.: Die Braut von Messina, Stummel von Portorico und dergleichen wollten wir uns nicht ansehen, auch nicht im Kino eine abenteuerliche Jagd auf Irrigatoren, Jux primae noctis und als Beigabe den ulkigen Chopin mit den großen Füßen, sondern wir gingen in die Operette Morpheus und Andromache, wo gerade eine Konifere, ausgebildet in einem Pariser Krematorium, auf Kasserollen anwesend war, die hermetischen Beifall erntete. Ihre pace de renaissance was das Rezidiv. Ich schwebte in höheren Religionen. Die Kaustik des Saales war nach Ansicht meiner Begleiterin schlecht, doch ich roch nichts. Der Bühnenaufbau war konkubistisch. Die Sängerin trug ein Abendklistier von ruinierter Extravaganz mit einem entzückenden Gürtel, der durch eine kleine Giraffe gehalten wurde. Was mir nicht gefiel, war ihr etwas mariniertes Wesen; sehr fesch dagegen machte sich das Molekül in ihrem rechten Auge.

In der Nacht hatte ich eine Visitation; ich sah die apoplektischen Reiter drohend auf mich zukommen — — es war gottlob nur ein Schema. Ich will aber in Zukunft meine Konsistenzen daraus ziehen und weniger schwere Sachen essen; das soll für mich ein katalonischer Komparativ sein!

Am nächsten Abend waren wir im Variete, wo ich etwas ins Digamma geriet, als eine auftretende Ambulanz meine Gedanken lesen wollte. Ich liebe das nicht, wenn die infamsten Gedanken so unter das Horoskop genommen werden. Dann hörten wir einen Gedächtniskünstler, — wahrhaft ein Geistesherodes!

Von dem Raubmörder, der hier lange Zeit einen spanischen Schrecken hervorrief, hast Du ja wohl gelesen. Man hat ihn aber ergriffen und gleich zur Gelatine verurteilt, um ein Exemplar zu stationieren.

Nun Schluß. Meine Stimmung ist komprimiert, denn als ich meine Begleiterin einlud, morgen mit mir in einer Dampfsparkasse die Donau lang zu fahren, antwortete sie mir drakonisch, sie müsse sofort nach München abreisen. Schade!

Nächstens mehr. Für heut herzlichen Gruß!

Dein Max.

Berlin. Ernst Schwanter.

(Aus der Unterhaltungsbeilage zur „Muttersprache", der Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins.)

Vermischte Nachrichten.

Die Frau läßt den Mann verhungern.

Unaufgeklärte Absichten einer Bäuerin.

Vor einigen Tagen starb in Asling in Osttirol (Pustertal) der 55 Jahre alte Ainwaner Joseph Kontriner nach einer Krankheit, die drei Wochen gedauert hatte. Niemand im Orte hatte jemals erfahren, was dem Manne fehlte, eines Tages hieß es, er sei gestorben. Nach der Beerdigung Kontriners verbreiteten sich im Tale die sonderbarsten Gerüchte: man erzählte sich, die Frau Kontriners, die eigentlich Besitzerin des Hauses war, habe ihren Mann verhungern lassen, um ihn loszuwerden. Es war bekannt, daß in der Familie Kontriner zwischen Mann und Frau schon lange Zwistigkeiten vorgekommen waren, mit dem häuslichen Frieden war es nicht weit her, um so mehr fanden die Gerüchte Nahrung. Die Behörde sah sich infolgedessen veranlaßt, eine Untersuchung einzuleiten. Diese begann knapp vor dem zur Beerdigung festgesetzten Zeitpunkte; die Leiche wurde nicht dem Grabe übergeben, sondern in die Leichenhalle des Krankenhauses zu Lienz gebracht, weil dort die Fortsetzung der Untersuchung erfolgen sollte. Eine vom Gericht abgesandte Kommission stellte nach der Oeffnung der Leiche fest, daß Kontriner an hochgradiger Unterernährung gestorben ist. Die Frau hat den Mann tatsächlich verhungern lassen. So erklärt sich auch die Fernhaltung eines Arztes. Gegen die Frau wurde die Anzeige erstattet, die vorderhand unter dem Titel, „Vernachlässigung des kranken Mannes" eingebracht worden ist, bis sich die näheren Umstände ergeben.

Der Schwan als Hindernis.

Im Londoner Quartier von Golders Street wurde dieser Tage ein Schwan verhaftet, dessen plötzliches Auftauchen in einer der belebtesten Straßen der Weltstadt sich zu einem Verkehrshindernis auswuchs. Gegen Abend ließ sich plötzlich neben dem Verkehrsschutzmann ein in majestätischem Flug heranschwirrender Schwan nieder. Er war gegen die Drähte der Straßenbahn gestoßen und fiel verletzt dem erstaunten Policemann zu Füßen. Der Schutzmann suchte das Tier zu ergreifen, wurde jedoch sofort in einen heftigen Kampf verwickelt, während dessen der ganze Verkehr ins Stocken geriet und sich eine große Menschenansammlung bildete. Endlich gelang es dem Hüter des Gesetzes, den störrischen Vogel festzuhalten und zur nächsten Polizeistation zu tragen, die einen Kilometer entfernt war und in der der Vogel in eine Gefangenenzelle gesperrt wurde. Nachforschungen ergaben, daß der Schwan dem Garten der russischen Tänzerin Anna Pawlowa entflogen war, die sich zurzeit in London aufhält und deren Hausgenossen nicht weniger als acht Schwäne bilden.

Aus der Geschichte des Nalbacher Tales.

(P. Schäfer, Nalbach.)

(Schluß.)

Beim Tode des letzten Grafen von Hagen hatten die Wellen der französischen Revolution bereits unsere Heimat berührt. Der Welherrschaft wurde bald ein Ende bereitet. Nach vorübergehender, gewaltsamer Eingliederung unserer Heimat in das französische Staatsgebilde wurde im Jahre 1816 nach den Befreiungskriegen das Nalbacher Tal mit anderen Gebieten, die neun verschiedenen Herrschaften angehört hatten, zum preußischen Kreise Saarlouis zusammengeschlossen.

Eine der markantesten Persönlichkeiten in der Geschichte des Nalbacher Tales, wohl diejenige, deren Andenken am tiefsten im Herzen des Volkes verankert ist, deren Gestalt in der Volkssage als die fromme, milde, gütige, der Kirche allzeit treuergebene Schirmherrin durch die Jahrhunderte fortlebt: ist Margaretha vom Litermont. Wenn auch geschichtlich nicht einwandfrei nachweisbar ist, ob und welchem der vorerwähnten Geschlechter sie angehört, so geben doch die Existenz heute noch vorhandener Stiftungen und Einrichtungen beredtes Zeugnis ihres segensreichen Wirkens. Wie aus Urkunden des Pfarrarchivs entnommen werden kann, fällt ihr Leben vor die Zeit als Pfarrer Koettingen als Priester dem Nalbacher Tale und als Dechant dem Dekanate Merzig vorstand. Pfarrer Koettingen verwaltete die Pfarrei von 1747 bis 1783. Er hat um das Jahr 1750 die alte Kirche abreißen und eine neue erbauen lassen, die später unter Pfarrer Kimmer (1807—34) um die Hälfte vergrößert wurde. In jener alten, in den fünfziger Jahren abgerissenen Kirche hatte Margaretha vom Litermont ihre Grabstätte gefunden. Man hatte ihrem Leichnam im Chore vor dem Hubertusaltar einen Ehrenplatz angewiesen, und ihn nicht auf dem Friedhofe um die Kirche bestattet, wo damals die Ruhestätte der Toten des Tales war. Diese Auszeichnung wurde ihr deshalb zuteil, weil sie wohl die größte Wohltäterin der Kirche in Nalbach in jenen Jahren gewesen ist. Beim Neubau der Kirche ließ Pfarrer Koettingen ihre Gebeine aus dem Chore in die Mitte des Schiffes zur linken Seite umbetten, und ihr Grab durch ein Kreuz kennzeichnen. Durch die später notwendig gewordenen Erweiterungsbauten ist dieses Merkmal leider verloren gegangen, so daß ihre letzte Ruhestätte, die sicherlich lange Zeit hindurch noch Gegenstand aufrichtiger Verehrung gewesen ist, mit Sicherheit nicht mehr angegeben werden kann. In der Kirche aber sind noch heute ein silberner Meßkelch und silberne Meßkännchen in Benutzung, die der Ueberlieferung nach Margaretha als Stifterin haben. Falls die Annahme berechtigt ist, so dürfte damit erwiesen sein, daß sie eine Angehörige des Geschlechtes von Hagen de la Motte ist, da ein zu den Kännchen gehöriges silbernes Tablett, das in kunstvoller Ausführung hergestellt ist, auch das Wappen derer von Hagen trägt. Außerdem ist das Schenkungsjahr 1731 eingraviert, was zu dem Schlusse berechtigt, daß ihre Lebenszeit in das Ende des 17. und die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts fällt. Geschichtlich verbürgt ist die Tatsache, daß sie die Patenschaft bei den Glocken der alten Kirche übernommen hatte, die später unter Pfarrer Koettingen umgegossen wurden. Sie übertrug bei dieser Gelegenheit der Kirche das dauernde Anrecht auf Einziehung des Zehnten, der ihr im Tale zustand. Welch tiefgläubiger Zug ihr Wesen beseelte, geht aus jener Sage hervor, in der der tragische Tod ihres einzigen Sohnes geschildert wird.

Es war am Karfreitag morgen. Während vom Burghofe das Wiehern der Rosse, das Bellen der Hunde und die Signale der Jagdhörner in die Räume der Burg hinaufklangen, fand zwischen Margaretha und ihrem Sohne die letzte, heftige Aussprache statt. Sie drang in ihn, bat ihn, flehte ihn an, doch heute, am Todestage des Herrn nach Vätersitte mit ihr hinabzusteigen zum Kirchlein im Tale, um teilzunehmen am heiligen Opfer. Mit ihrer ganzen Mutterliebe suchte sie das steinharte Herz ihres Kindes zu erweichen, ihn zu bestimmen, doch heute wenigstens abzulassen vom wilden Jagdgetriebe. Trotzig hebt der Sohn das Haupt: „Was kümmert mich der Väter einfältige Sitte, was schert mich des Herrn Tod! Mir gehört das Wild, das ich zu jagen bereitstehe, ich fürchte nicht die Rache Deines Gottes!" Sprach's und verließ das Gemach. Größeres Leid hatte nie ihr Herz getroffen als zu dieser Stunde, da ihr Sohn für sie und den Himmel verloren schien. Dann ließ sie ihr Pferd satteln und ritt den Weg zum Kirchlein, so wie sie es täglich tat, während auf der Höhe die wilde Jagd begann. Inbrünstiger als sonst flehte sie heute vor dem Altare zum Herrn. Noch hatte der Priester die feierliche Handlung nicht beendet, da kamen Hörige in eiligem Laufe, die der Herrin vom Litermont wichtige Botschaft zu bringen hatten. An ihren Mienen und Gebärden schon war zu erkennen, daß ihre Nachricht etwas Außergewöhnliches enthalten mußte. Bald waren sie an der Linde auf dem Kirchplatz von Neugierigen umringt, denen sie mit dem Ausdruck des Entsetzens die schauerliche Mär verkündeten: „Vor wenigen Minuten", so berichteten sie, „sahen wir an jener Stelle hinter der Kirche, wo der Wald bis hart an den Abhang reicht, einen mächtigen, schwarzen Hirsch dem Felshang zuschießen. Gehetzt von den Hunden suchte der Hirsch sein Heil, indem er den Sprung in den Abgrund wagte. Gleich darauf sahen wir ihn, der Herrin Sohn, auf feurigem Rosse die Spur des Wildes in rasendem Laufe verfolgen. Nicht achtend die Gefahr, trieb er sein Pferd zum Sprunge an, und in der nächsten Minute lagen Roß und Reiter am Fuße des Felsens mit zerbrochenen Gliedern." Als nun Margaretha von dem unrühmlichen Ende ihres Sohnes vernahm, da sprach sie voller Ergebung in Gottes heiligen Willen: „Herr, so wie Du willst, so soll es geschehen. Besser ist es, du hast meinen Sohn den Tod finden lassen, als wenn auch ich, so wie er, das heilige Opfer versäumt hätte." Dann ließ sie das Glöcklein vom Turme klagen und die Jugend mahnen, auf daß sie höre auf Gottes und der Eltern Gebot. Genau so wie damals, so ruft die Glocke noch heute jeden Freitag morgen in die Lande, auf daß die Erinnerung an jenen denkwürdigen Tag in den Herzen der Jungen und Alten nicht erlöschen möge.

Von der Höhe des Berges, wo Margaretha v. Litermont einst Wohltaten spendend umherging, grüßt ihr Ehrenmahl, ein mächtiges Steinkreuz, ins Tal. Die Gemeinde Nalbach war gut beraten, als sie ihrer Schirmherrin, die ihr Leben lang für die Verehrung des Kreuzes eintrat, ein Kreuz als Denkmal setzte.

Der glückliche Nachrichter.

Der Newyorker Berichterstatter der italienischen Zeitung „Impero" erzählt von seinem Interview mit dem ältesten Nachrichter der Vereinigten Staaten, William Gilbert. Der Senior der amerikanischen Henker erklärte zu allererst, daß er sich als der glücklichste Mensch in der Welt fühle.

„Ich bin ungemein stolz auf meinen Beruf, — sagte er im weiteren Verlauf der Unterhaltung. „Meine Arbeit ist äußerst verantwortungsvoll, aber auch lohnend. Während meiner Nachrichterlaufbahn hatte ich insgesamt an 71 Verbrechern das Todesurteil zu vollziehen: 39 habe ich durch den Strang hingerichtet, die übrigen 32 auf den elektrischen Stuhl gesetzt. Ich hoffe fest, daß das Register derjenigen, die durch meine Hand die verdiente Todesstrafe leiden, noch lange nicht zu Ende ist.

Meiner Ansicht nach sollten die Hinrichtungen in der Oeffentlichkeit stattfinden und niemand sollte daran gehindert werden, ihnen beizuwohnen. Erst dann würde die Todesstrafe zu dem erwünschten Ergebnis führen, denn das statuierte Exempel wird auf Leute mit verbrecherischen Absichten und Instinkten nur in dem Falle Eindruck machen, wenn sie es mit ihren eigenen Augen erschauen.

Am Schlusse des Interviews überreichte der Nachrichter dem italienischen Journalisten (ganz im Stil seines düsteren Berufes) ein Federmesser, dessen Scheide die eingravierte Inschrift trug: „William Gilbert, amtlicher Nachrichter, Newyork." Unter diesem offiziellen Titel des Schenkers waren noch folgende Worte hinzugefügt: „Vollstreckt Todesurteile in jeder beliebigen Form." Zu diesem grotesken und nicht eben geschmackvollen Zusatz, der von echt amerikanischer Reklamesucht des selbstzufriedenen Newyorker Henkers zeugt, möchte man unwillkürlich als passende Ergänzung hinzudenken: „Bei Engroshinrichtungen 10 Prozent Rabatt!"

Das Unglück der Dicken.

Die Dicken, denen man früher so viel Wohlwollen entgegenbrachte, haben jetzt schlechte Tage. Nicht nur die Mode verlangt von ihnen, mögen sie männlichen oder weiblichen Geschlechts sein, die schlanke Linie, sondern auch vom ärztlichen und geschäftlichen Standpunkt aus sind sie übel dran. „Die Verabscheuung jedes unnötigen Gramms Fett ist gegenwärtig ein charakteristisches Zeichen der Mode", schreibt darüber die Zeitschrift des amerikanischen Aerzteverbandes. „Aber wenn die Wohlbeleibten auch auf einen Wechsel der launischen Modeforderungen hoffen dürfen, so bleiben doch schwerwiegende andere Nachteile für sie. Die Lebensversicherungsgesellschaften halten ein höheres Gewicht als das normale für eine „kleine Lebensgefahr" und verlangen von solchen Leuten höhere Prämien. Die Aussichten auf einen vorzeitigen Tod, die damit ausgesprochen wird, ist noch peinlicher, als die erhöhte Police. Gewisse Krankheiten, besonders Zuckerkrankheit, werden immer wieder als Erscheinungen hingestellt, die bei zu großem Gewicht auftreten. Das Chicagoer Institut für medizinische Forschung hat kürzlich Untersuchungen über die Muskelkräfte der Dicken angestellt und dabei festgestellt, daß bei diesen die Ermüdung einen Wert aufweist, der über die Hälfte größer ist, als bei Normalen. Damit fällt auf die Dicken auch der Vorwurf der geringeren Arbeitsleistung, und das macht sich im täglichen Leben geltend, indem sie weniger leicht eine Stellung finden. Mag nun der übermäßige Fettansatz auf Ueberernährung oder auf Faulheit oder auf irgendwelche geheimen Zusammenhänge der Drüsen zurückzuführen sein — jedenfalls machen die Amerikaner von heute den dicken Leuten das Leben noch schwerer, als sie es so wie so schon haben.

Aus dem Reiche der Natur.

Vulkanausbrüche unter dem Meere.

In eigentümlicher Weise ändern sich noch Rätsel die Vorgänge und Folgen des Vulkanausbruches unter Wasser. Findet dieser in großer Tiefe statt, so werden zuerst nur vertikale Stöße empfunden, welche die Meeresfläche sich heben lassen, und die Geräusche der Explosionen sind nur entfernt hörbar. Ist die Tiefe der Wasserschicht geringer, so sieht man das Wasser sieden und zischen, sich trüben, Dämpfe steigen daraus hervor, Wassersäulen werden aufgetrieben, selbst Feuer mag hervorbrechen; was lebt, geht zugrunde und schwimmt tot auf der Meeresoberfläche umher unter einer Masse von leichten, schwammigen Auswürflingen, Bimsstein, hohlen Bomben, die explodieren, sobald sie an die Oberfläche kommen. Viele untermeerische Vulkanausbrüche und Inselbildungen gehen unbeobachtet vorüber. Denn dieselbe Kraft, die eine „Inselgeburt" bewirkt hat, zieht oft die kaum gebildeten Klippen wieder in die Tiefe hinab. Oft wird nur ganz allgemein ein Seebeben festzustellen sein, das in Wirklichkeit die Folge eines Vulkanausbruches war; oft hat man nur eine Flutwelle beobachtet, die auf einen Ausbruch zurückführt. Die große Masse von vulkanischen Auswürflingen jeder Art, die den Boden des Meeres bedecken, spricht für die rege vulkanische Tätigkeit im Meere selbst. Die dichte Ansammlung von Vulkanen um die Ränder des Meeres und auf Inseln ist nur ein Symptom ihrer Verbreitung auf dem Meeresboden.

Große Fluten, durch Vulkanausbrüche oder Beben am Boden oder in der Randlandschaften des Stillen Ozeans verursacht, sind so häufig, daß sie unbedingt küstenumbildend, und zwar hauptsächlich küstenzerstörend, wirken müssen. Die Steilküsten dieses Beckens sind zum Teil als ihr Werk aufzufassen. Unterseeische Vulkanausbrüche im Stillen und Indischen Ozean waren für Pallas die Ursache der erdumgestaltenden Fluten; so viel bedeuten sie nun für uns nicht mehr. Wer möchte aber leugnen, daß manches von den zahlreichen Erd- und Seebeben, die ihren Sitz am Meeresboden haben, die Folge eines untermeerischen Vulkanausbruches sei? Jedenfalls zeigen die Zusammenstellungen der Nachrichten über untermeerische Vulkanausbrüche, daß solche in allen Meeren und an allen Meerestiefen vorkommen, auf Rücken des Meeresbodens so gut wie in Senken, und daß ihre Verbreitung durchaus nicht streng abhängig ist von derjenigen der Vulkane auf dem Lande, wenn auch die Stellen untermeerischer Ausbrüche sich meist auf den Verbindungslinien von Vulkanen oder Vulkangruppen befinden.

Die Häutung der Schlangen.

Wichtiger noch als für das Leben des Vogels die Mauser, ist für das Leben der Schlangen die Häutung, eines der ersten Geschäfte, welches das eben dem Ei entschlüpfte Junge vornimmt, und eins, das von dem erwachsenen Tiere im Laufe des Jahres mehrmals wiederholt wird. Die Häutung beginnt mit Ablösen der feinen, wasserhellen Oberhaut an den Lippen, wodurch eine große Oeffnung entsteht. Es bilden sich nun zwei Klappen, die eine am Oberkopfe, die andere an der Unterkinnlade, die sich zurückschlagen und nach und nach weiter umgestülpt werden, so daß schließlich der innere Teil nach außen gekehrt wird. Im Freien benutzen die Schlangen Moos, Heidekraut und andere Pflanzen oder überhaupt Rauhigkeiten, um sich ihres „Hemdes" zu entledigen, kriechen zwischen Steinen, Aesten und dergleichen hindurch und können die Häutung in sehr kurzer Zeit und so vollenden, daß die Haut in einem Stück sich löst. Kranke oder durch Hunger geschwächte Schlangen bemühen sich oft lange vergeblich, um denselben Zweck zu erreichen, lösen auch nur selten die ganze Haut unzerrissen ab. Nach den Beobachtungen von Lenz erfolgt bei den einheimischen Schlangen die erste Häutung Ende April und Anfang Mai, die zweite Ende Mai und Anfang Juni, die dritte Ende Juni und Anfang Juli, die vierte Ende Juli und Anfang August, die fünfte endlich Ende August bis Anfang September. Die Häutung bei den Arten, die in heißen Ländern leben, geht je nach der Lebensweise und dem Aufenthaltsorte der einzelnen Arten verschieden oft vor sich. Manche Riesenschlangen, wie die malaiische Gitterschlange, häuten sich fast genau jeden Monat, Wüstenschlangen dagegen nur ein- oder zweimal im Jahre. Sir Joseph Fayrer und V. Richards haben beobachtet, daß die gefangen gehaltenen Kobras in Indien ihre Haut etwa jeden Monat wechseln, und zwar auch im Winter, und „während der Häutung zweifellos blind sind". Wenn es den Gefangenen an Wasser fehlte, löste sich das Hemd in Stücken ab. „Ich zweifle sehr", fährt Richards fort, „daß bei freilebenden Schlangen die Häutung so oft eintritt wie bei gefangen gehaltenen." Unmittelbar vor der Häutung sind alle Schlangen sehr unruhig, reiben ihre Schnauze am Boden, bis die Haut sich abzulösen beginnt; auch während und einige Zeit nach der Häutung kriechen sie lebhaft herum, bleiben aber schließlich, anscheinend ermüdet, ruhig zusammengerollt liegen. Gefangenen Schlangen erleichtert man die Häutung wesentlich durch Anwendung von warmen Bädern.

Schachecke.

Schwarz: N. N.

Weiß: Aljechin.

Diese sehr verwickelte Stellung kam in einer im Jahre 1919 zu Petersburg gespielten Partie vor. Aljechin hatte seinem Gegner einen Springer vorgegeben. Er führte nun das Spiel in folgender höchst geistreicher Weise zu Ende:

1. c4—c5!

Schwarz drohte, einerseits durch Sf1† und dann Sg3† Remis zu erzwingen, andererseits sogar mit Se4 oder Sf5 auf Gewinn zu spielen.

1. .... b6—b5

Am besten 1. ...., Se4? darf wegen 2. c5×d6 nicht geschehen. Auf 1. ...., Sf1† 2. Kh1, Sg3† folgt 3. Tg3:, Dg3: 4. cd, Dd6: 5. Tc8†, Dd8 6. b7†, Tb7: 7. ab†, Kb7: 8. Tb8† und Weiß hat einen Bauern mehr.

2. a4×b5 Sg3—e4

Falls 2. ...., Sf1† 3. Kh1, Sg3†, so 4. Tg3:, Dg3: 5. b6!, Dd6: 6. cd, Tc2: 7. bc, Lc7: 8. b7†, Kb8 9. Lh2†, Tc7, 10. Lf4!, Lc5 11. g3, hg 12. h4, Ld4 13. Lc7†, Kc7: 14. b6†, Kb8 15. b7, Lb6 16. h5 und Weiß gewinnt. — Eine wunderschöne Kombination.

3. b5—b6! Se4×d6

4. c5×d6 ....

Trotz des vollen Uebergewichts einer Dame steht Schwarz nunmehr auf Verlust: eine sehr merkwürdige Stellung.

4. .... Te7—c7

Hier kommen folgende drei Spielweisen in Betracht:

I. 4. ...., Tc2:? 5. b7†, Kb8 6. La7† und Weiß gewinnt.

II. 4. ...., ab 5. Tc8†, Ka7 6. bc, Lc7: 7. Lb6†, Ka6: 8. Ta8† und Weiß gewinnt.

III. 4. ...., Lc7 5. b7†, Kb8 6. dc†, Te7×c7! 7. Tc7:, Dg3† 8. Kh1 und Weiß gewinnt, denn auf 8. ...., Kc7: oder 8. ...., Dc7: folgt 9. Lh2 und auf 8. ...., Tc7: folgt 9. La7† usw.

5. b6—b7† Ka8—b8

6. d6—d7! Dg5—g3†

7. Kh2—h1 Schwarz gibt auf